



Newsletter vom 27. 3. 2022

Inhalt

Vertrauen schaffen in beängstigenden Zeiten	1
25.3.2022, Hanspeter Amstutz	1
Was dürfen wir hoffen?	3
Journal 21, 12.3.2022, von Carl Bossard	3
«Kann Putin die ganze Welt zerstören?»	5
NZZ, 22.3.2022, Schweiz, Erich Aschwanden	5
Was ist ein guter Lehrer?	6
NZZ 21.3.2022, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Klaus Zierer	6
Schule für alle – jeder für sich	10
Condorcet Bildungsperspektive, 8. März 2022, Gastautor Beat Kissling	10
Basler Initiative rüttelt an der integrativen Schule	13
Bildung Schweiz 3/2022	13
Zuwenig Lehrpersonen: Jetzt müssen die strukturellen Fehler im Berufsauftrag rasch behooben werden.....	14
ZLV, 25.3.2022, Medieninformation	14
«Nicht nur die Leistung entscheidet»	15
NZZ, 14.3.2022, Meinung & Debatte, Leserbrief	15
Das Gymnasium – eine Schule für universitätsreife Köpfe?	16
Bildungsforum Aargau, Veranstaltung vom 30. März 2022	16

Vertrauen schaffen in beängstigenden Zeiten

25.3.2022, Hanspeter Amstutz

Kinder und Jugendliche treffen zurzeit auf allen Kanälen auf schreckliche Kriegsbilder aus der Ukraine. Das geht nicht spurlos an ihnen vorbei. Lehrpersonen, Heilpädagoginnen und Schulpsychologen sehen sich deshalb zunehmend mit Kindern konfrontiert, die unter erheblichen Ängsten leiden.

Manche Kinder könnten im Rahmen ihrer Familien an Tischgesprächen oder durch die unerschütterliche Zuversicht ihrer Eltern ihre Ängste etwas abbauen. Doch in vielen Familien haben die Eltern nicht genügend Kraft, die notwendige Unterstützung zu bieten. Umso mehr rückt die Schule in den Fokus, wenn es um die Stabilisierung der Kinder in schwierigen Zeiten geht.

Die innere Zuversicht einer Klassenlehrerin kann viel bewirken

Wie die Berichte aus den Schulen zeigen, sind sich die allermeisten Lehrpersonen ihrer Bedeutung als Mutmacher in der gegenwärtigen Krise bewusst. Kinder beobachten genau, wie ihre Klassenlehrerin sich verhält und welche Einstellung sie dem Leben gegenüber hat. In einer Klasse, wo ein Lernklima der Ermutigung vorherrscht und wo bei der Lehrperson ein begründeter Glaube an den Sieg des Guten vorherrscht, können die Kinder



auch in diesen beängstigenden Zeiten ihre Zuversicht bewahren.

Einmal mehr zeigt uns Carl Bossard in einem grossartigen Beitrag, dass tiefgehende Bildung Mut zum Leben macht und eine Quelle der Erneuerung ist. Der Autor zitiert den grossen Philosophen Kant mit seinen berühmten Grundfragen zur Lebensaufgabe des Menschen. Die Antworten des Philosophen sind von einer grossen Kraft und stärken die Zuversicht, dass der Weg jedes einzelnen sinnvoll ist. Lehrerinnen und Lehrer, welche diese innere Haltung teilen und in ihrem Unterricht ausstrahlen, sind eine sichere Stütze für fragende Kinder.

Hilfsbereitschaft und entschlossenes Handeln als Antwort auf das Furchtbare

Die innere Zuversicht ist das eine, doch sie soll die furchtbare Realität in der Ukraine nicht einfach ausblenden. Wir können wohl nur ahnen, was die Ukrainer im Osten ihres Landes in den eingeschlossenen Städten zurzeit durchmachen. Umso mehr spielt es eine Rolle, dass unsere Schule das Menschenmögliche unternimmt, um ihren Teil an der Linderung der Krise beizutragen. Wie der Bericht des Zuger Bildungsforschers Stephan Huber über die schulische Integration ukrainischer Kinder zeigt, mangelt es nicht an grosser Hilfsbereitschaft und praktikablen Ideen in den aufnehmenden Schulen. Mit ihrem eindrücklichen Engagement in unzähligen Schulen beweist unsere Lehrerschaft, dass sie auf ihre Weise einen Beitrag zum Freiheitskampf der Ukrainer leisten will. Da ist nichts mehr von hemmender Bürokratie zu spüren, denn die Lehrerinnen und Lehrer wissen, worauf es ankommt. Unkomplizierte Sofortmassnahmen und vorbehaltlose Zuwendung für Menschen in Not haben jetzt absoluten Vorrang.

Die Lehrerschaft muss nicht am Gängelband geführt werden

Die Hoffnung ist da, dass dieses entschlossene Anpacken weitergeht, wenn die politischen Turbulenzen sich beruhigt haben. Mutiges Handeln der Lehrerschaft haben wir in den letzten Jahren leider häufig vermisst. So haben die meisten Lehrerverbände unausgeglichene Reformen, fragwürdige didaktische Konzepte in Lehrmitteln und dümmliche Rollenmuster ohne grossen Widerstand weitgehend akzeptiert. Doch die Bilanz ist ernüchternd. Trotz deutlich mehr finanzieller Mittel für die Schulen zeigen die Leistungserhebungen in wichtigen Fächern einen Abwärtstrend. Diese Tatsache hat der Augsburger Pädagogikprofessor Klaus Zierer zum Anlass genommen, das aktuelle Lehrerbild zu hinterfragen. Er stellt sich die Frage, was einen guten Lehrer ausmacht.

Der Autor sieht in der pädagogischen Grundhaltung, in der Leidenschaft für den Beruf den entscheidenden Faktor für den schulischen Erfolg. Die aktuelle, sich stark auf empirische Daten abstützende Bildungsforschung muss sich den Vorwurf gefallen lassen, die psychosoziale Seite des Lehrerberufs vernachlässigt zu haben. Nicht die Kinder und Jugendlichen in ihren vielfältigen Lebenswelten stehen heute im Zentrum der Pädagogik, sondern die Menge des «Outputs» an erworbenen Kompetenzen. Messbarkeit von Bildung rangiert vor pädagogischen Werten, die kindgerechten Bildungsinhalten innewohnen.

Wir brauchen ein überzeugenderes Lehrerbild

Der Autor macht den Vorschlag mit einem «sokratischen Eid» dem Lehrerberuf die pädagogische Gestaltungskraft zurückzugeben. Trotz gebotener Loyalität gegenüber dem Lehrplan sollen Lehrerinnen und Lehrer sich stärker am eigentlichen Wohl des Kindes orientieren und ihr pädagogisches Gewissen als Richtschnur des Handelns sehen. Konsequenter umgesetzt würde dies bedeuten, dass die Pädagogischen Hochschulen ihre Ausbildungsmodelle in weiten Teilen neu ausrichten müssten. Mehr praxisbezogene Offenheit in der Didaktik, gründliche Vorbereitung auf einen attraktiven gemeinsamen Klassenunterricht und Förderung der Studierenden zu mutigen, selbstkritischen Lehrerpersönlichkeiten wären da als erstes zu nennen.

Die Vorstellung, dass junge Lehrerinnen und Lehrer mit einem Eid in den Schuldienst



treten, ist mir etwas zu theatralisch. Die formulierten Ideale sind hoch angesetzt und dadurch können sie an praktischem Wert verlieren. Das hinter dem Eid stehende zentrale Anliegen einer Überprüfung der Lehrerrolle jedoch ist richtig. Dazu brauchen es keinen sokratischen Eid, sondern eine offene Auseinandersetzung um ein überzeugenderes Lehrerbild.

Pragmatische Lösungen gehen von der Schulrealität aus

Wie konkretes Mitgestalten der Lehrkräfte aussehen könnte, zeigt uns Beat Kissling am Beispiel der Integration schwieriger Schüler in Regelklassen. Der Autor weist nach, dass die doktrinär vorangetriebene Inklusion in sehr heterogenen Klassen zum Scheitern verurteilt ist. Der Beitrag befasst sich mit der Balance zwischen dem dynamischen Lernen in einer Klassengemeinschaft und dem Eingehen auf individuelle Bedürfnisse der Schülerinnen und Schüler. Was uns dieser Schulpraktiker mit profundem theoretischem Hintergrund zu sagen hat, ist absolut lesenswert.

Mit den weitgehend verschwundenen Kleinklassen setzt sich auch die Basler Lehrerschaft auseinander. Die Freiwillige Schulsynode Basel Stadt fordert mit einer Volksinitiative die Wiedereinführung der heilpädagogischer Förderklassen. Wie «Bildung Schweiz» berichtet, hat die Integration stark verhaltensauffälliger Schüler in manchen Regelklassen dazu geführt, dass viele Lehrpersonen einer unerträglich hohen Belastung ausgesetzt sind. Hoffen wir, dass die Initiative zustande kommt und am Ende vom Volk angenommen wird.

Wenig mit vernünftigem Pragmatismus hat der realitätsferne Berufsauftrag der Zürcher Lehrerschaft zu tun. Laut einer Umfrage des Zürcher Lehrerverbands führt das utopische Konzept der Bildungsdirektion dazu, dass Klassenlehrpersonen durchschnittlich acht Wochen pro Jahr an unbezahlten Überstunden leisten müssen.

Den Abschluss unseres Newsletters bilden zwei Beiträge zum Stellenwert der gymnasialen Bildung in unserer Gesellschaft. Ein bemerkenswerter Leserbrief von Gustav Schulthess greift die umstrittene Frage der Chancengleichheit bei den Gymiprüfungen auf. Und wer mehr über die Maturitätsreform erfahren möchte, wird im angekündigten Vortrag von Carl Bossard ganz bestimmt auf seine Rechnung kommen.

Für die Redaktion Starke Volksschule Zürich

Hanspeter Amstutz

Was dürfen wir hoffen?

Journal 21, 12.3.2022, von Carl Bossard

Der Krieg in der Ukraine kommt auch bei uns in die Kinderzimmer und in die Schulstuben. Via Medien. Die Bilder belasten. Was können Lehrerinnen und Pädagogen tun? Um standhalten und Halt geben zu können, braucht es ein geistiges Fundament.

Bilder haben Macht. Das spüren Lehrerinnen und Lehrer im Gespräch mit ihren Schülerinnen und Schülern in diesen Tagen ganz besonders. Über YouTube, TikTok und andere soziale Netzwerke sind Kinder und Jugendliche direkt mit dem Ukrainekonflikt konfrontiert. Oft sind sie dabei allein. Das Gesehene tragen sie in den Unterricht. Es belastet und bedrückt sie. «Kommt der Krieg auch zu uns?», fragen sie und wollen wissen: «Warum denn gibt es diese Kämpfe?» Zu Hause bekommen sie auf ihre Fragen nicht selten keine Antwort. Lehrerinnen und Pädagogen sind für manche Kinder die einzigen Ansprechpersonen.



Kants aufklärerische Hoffnung

Doch was sagen Lehrpersonen? Wie reagieren sie? Der Philosoph Immanuel Kant sprach von einer Pflicht zur Zuversicht. Sie gilt gerade in prekären Zeiten. Kinder müssen dies von Erwachsenen vorgelebt erhalten, auch in der Schule. Zuversicht ist etwas anderes als der naive, illusionäre Optimismus. Sie hat nichts zu tun mit dem schnell herbeizitierten positiven Denken oder gar mit dem kitschigen Blick durch die rosarote Brille. Nein, Zuversicht ist das Aufklärungsvertrauen, die geistige Widerstandskraft als menschliche Grundhaltung. Für junge Menschen eine Art mentaler Lebensversicherung und damit grundlegende Ressource des Lebens. Seelische Kräfte leben von dieser Antriebsenergie der Zuversicht.

Vielleicht erinnern sich Lehrerinnen und Lehrer in diesen Tagen an Kants dritte Frage: «Was darf ich hoffen?». Sie bildet zusammen mit «Was kann ich wissen?» und «Was soll ich tun?» die drei Grundfragen der Philosophie. Später hat Kant das lapidare «Was ist der Mensch?» als vierte zusammenfassende Frage hinzugefügt.

Der Königsberger Aufklärer beschreibt die Geschichte als ein qualitatives Fortschreiten, das uns zu hoffen erlaubt. Ich darf hoffen, so sagt er, hoffen, dass es eine Entwicklung zu besserem Leben, weniger Gräuel und Krieg, mehr Möglichkeiten der Entfaltung und neuen Lebenschancen gibt.

Kants Grundidee zielt dahin: Die menschliche Evolution ist der Entwicklungsprozess einer Gattung, die lernen kann. Wir Menschen seien lernfähig, betont er. Darin besteht die aufklärerische Hoffnung. Gleichzeitig aber verdeutlicht der Philosoph auch: Dieses Lernen geht durch furchtbare Brüche hindurch, durch entsetzliche Katastrophen. Was dürfen wir angesichts dieser existentiellen und geschichtlichen Erfahrung hoffen? Kant sagt: Wir dürfen hoffen, dass es gut geht. Er hält daran fest trotz der Tatsache, dass die Geschichte auch Rückschläge, Brüche und Beben kennt, wie wir sie im Moment in der Ukraine dramatisch erleben. Der Mensch ist eben ein Wesen, in dem es auch Anlagen zum Bösen gibt.

Zweifache pädagogische Verantwortung

Nicht umsonst spricht die politische Philosophin Hannah Arendt von der doppelten Form der Verantwortung von Eltern und Lehrpersonen. Beide hätten das Kind vor der Welt zu schützen und gleichzeitig die Welt vor dem Kind. Jeder Mensch trüge eben zweierlei in sich, das Gute wie das Destruktive. Darum übernähmen Erzieherinnen und Erzieher «die Verantwortung für beides, für Leben und Werden des Kindes wie für den Fortbestand der Welt». Und beides bedürfe eines Schutzes, die Welt wie das Kind.¹ «Diese beiden Verantwortungen fallen keineswegs zusammen, sie können sogar in einen gewissen Widerspruch miteinander geraten», betont Hannah Arendt weiter und weist so auf die unvermeidliche Ambivalenz der Erzieheraufgabe hin. Eines sei dabei wichtig: «Die Schönheit der Welt muss dem Kind gezeigt werden.» In ihr liegt das Hoffnungsvolle.

«Was darf ich hoffen?», fragt Kant. Hoffnung ist eine Weise der realistischen Sicht auf die Welt, die trotz allem vertraut. Vielleicht trifft der französische Dichter Romain Rolland mit seinem Satz aus dem Michelangelo-Roman das Gemeinte: «Es gibt keinen anderen Heroismus, als die Welt zu sehen, wie sie ist, und sie dennoch zu lieben.» – Wie trivial das ist. Und doch so schwer. Gerade in diesen Zeiten.

Doch Kinder brauchen genau diese Zuversicht. Schule muss angesichts des Erschreckens über Ereignisse wie den Ukrainekrieg eben auch gegenhalten und zur Zuversicht erziehen. Das gehört zu ihrem pädagogischen Auftrag. Die Menschen stärken, die Sachen klären, wie es der Pädagoge Hartmut von Hentig einst ausgedrückt hat.

¹ Hannah Arendt (1994): *Die Krise der Erziehung*. In: *Dies., Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I*. München: Piper, S. 266f



«Kann Putin die ganze Welt zerstören?»

NZZ, 22.3.2022, Schweiz, Erich Aschwanden

Kinder machen sich grosse Sorgen wegen des Kriegs – sie brauchen jetzt besondere Betreuung, sagt Bildungsforscher Stephan Huber

Wenn jemand weiss, was Schüler, Eltern und Lehrer bewegt, ist es Stephan Huber, Leiter des Instituts für Bildungsmanagement und Bildungsökonomie der Pädagogischen Hochschule Zug. Seit dem Beginn der Corona-Pandemie befragt er zusammen mit anderen Wissenschaftlern im Rahmen des «Schul-Barometers» regelmässig Schüler, Lehrpersonen und Eltern in der Schweiz, Deutschland und Österreich. «Wir wollen von allen Beteiligten wissen, was sie bewegt und wo der Schuh drückt», umreisst er in Kürzestform das Ziel dieser Langzeitstudie.

Nach dem Angriff Russlands auf die Ukraine war für Huber sofort klar, dass dieser blutige Konflikt auch Auswirkungen auf die Kinder und Schulen hat und das Bildungswesen herausfordern wird. Eine erste Umfragewelle in der vergangenen Woche, an der sich rund 200 Lehrpersonen beteiligt haben, hat diese Vermutung bestätigt. «Die Betroffenheit ist riesig», stellt der Bildungsexperte fest. «Die Schülerinnen und Schüler machen sich Sorgen um die Menschen im Kriegsgebiet und die, die auf der Flucht sind. Andererseits fragen sie natürlich auch, wie sich der Krieg auf ihr eigenes Leben auswirken wird.»

Schulen sollen Haltung zeigen

Die Nähe des Krieges sorge für ein Gefühl der Unsicherheit und äussere sich in Fragen wie «Kann Putin die ganze Welt zerstören?» oder «Sind die Russen die Bösen?». Kinder und Jugendliche mit Fluchterfahrungen hätten Angst, erneut fliehen zu müssen. Die Lehrpersonen und die Schulleitungen sind nun gefordert, im Unterricht und im Schulleben auf diese Sorgen und Nöte einzugehen und die Geschehnisse in der Ukraine begreifbar zu machen. Das Interesse könne zudem genutzt werden, indem Schulen Spendenaktionen für Geflüchtete initiieren oder an Demonstrationen teilnehmen.

Huber stellt fest, dass dies bereits mit grossem Engagement geschieht. «Offenbar ist es ein grosses Bedürfnis für viele Kinder, dass ihre Schule eine klare Haltung einnimmt, sich an Aktionen beteiligt und sich mit den Menschen in der Ukraine solidarisch erklärt», betont der Experte. Wichtig sei auch, dass sich die Schulen des Themas annehmen und es im Rahmen des Unterrichts und des Schullebens aufgreifen. Das Wichtigste sei, dass man dafür genügend Zeit einräumt. Auch das sei Bildung.

Zudem erreichen erste geflüchtete Kinder und Jugendliche die Schulen. Das fordert Schulen. «Man darf nicht vergessen, dass die aktuelle Krise auf Schulen trifft, die geschwächt sind. Corona ist hier noch nicht vorbei», warnt Huber, der die Auswirkungen der Pandemie auf die Volksschule seit dem ersten Lockdown untersucht hat. Die Schweiz stehe zwar besser da, weil sie keine langen Schulschliessungen hinter sich habe. Da in einzelnen Schulen gegenwärtig zehn bis zwanzig Prozent der Lehrerinnen und Lehrer krankheitsbedingt ausfielen, müsse man besonders sorgsam mit den personellen Ressourcen umgehen. Trotzdem sei das Engagement von Lehrpersonen sehr hoch. Das ist bewundernswert», konstatiert Huber. Schulen sind unterschiedlich gefordert oder auch überfordert, auch räumliche Engpässe gibt es an manchen Schweizer Schulen. «Hier wird eine faire Verteilung der geflüchteten Kinder und Jugendlichen wichtig sein.»

Aus der Corona-Krise gelernt

Die Resultate der ersten Umfrage im Zusammenhang mit dem Ukraine-Krieg zeigen, dass bei allen schulischen Akteuren eine grosse Hilfsbereitschaft besteht. Stephan Huber glaubt daher, dass die ukrainischen Kinder und Jugendlichen, die in diesen Tagen in der Schweiz, Deutschland und Österreich eingeschult werden, gute Integrationschancen



haben. «Wir stellen fest, dass die Behörden aus dem Corona-Krisenmanagement gelernt haben. Sie reagieren jetzt schneller auf die Wünsche der Schulleitungen und gehen besser auf ihre Bedürfnisse ein.» Seine Empfehlung an die Politik: «Sprechen Sie mit den Schulleitungen, und gehen Sie auf ihre Sorgen ein.»

Huber stört sich daran, dass erste Diskussionen teilweise zu unflexibel geführt werden. So könne es nicht um ein Entweder-oder in der Frage gehen, ob geflüchtete ukrainische Kinder in Regelklassen integriert werden oder in speziellen Schulklassen unterrichtet werden sollen. «Meiner Meinung nach sollte man beides machen, Schüler integrieren, aber auch muttersprachlich gemeinsam unterrichten, auch unter Nutzung digitaler Möglichkeiten», fordert er. «Neben dem Unterricht braucht es aber auch soziale, sportliche, kulturelle Angebote», so Huber. Er regt an, dass die Behörden ukrainische Erwachsene gleich bei der Registrierung fragen, ob sie solche Betreuungs- und Bildungsangebote begleiten könnten.

An zwei oder drei Nachmittagen in der Woche sollen für sie jedoch spezielle Kurse in ihrer Muttersprache angeboten werden.» Die Teilnahme an diesen Kursen sollte auch digital möglich sein. Er regt an, dass die Behörden ukrainische Frauen bei der Registrierung fragen, ob sie solche Unterrichtseinheiten begleiten könnten. Eine weitere Möglichkeit ist die Schaffung von internationalen Flüchtlingsklassen mit Kindern aus verschiedenen Nationen.

Die Voraussetzungen stimmen

Natürlich kann nach wenigen Wochen noch nicht abgeschätzt werden, wie gut die Integration der Kinder und Jugendlichen aus der Ukraine in die Schulen gelingt. Je länger der Konflikt dauert, umso wichtiger werden Angebote für jene Kinder, die in ihrer Heimat direkt von kriegerischen Ereignissen betroffen waren. Für diese traumatisierten Kinder gilt es in den kommenden Wochen und Monaten psychologische Angebote vorzusehen.

Insgesamt ist der Bildungsforscher jedoch optimistisch, dass sich die geflüchteten Kinder gut integrieren werden. «Die Voraussetzungen sind ganz anders als 2015/16», sagt Huber. Schwierigkeiten in der Schule waren daher programmiert. Die Kinder aus der Ukraine lernen das lateinische Alphabet und werden ab der zweiten Klasse in Englisch unterrichtet und sind mit digitalen Lehr-Lernformen vertrauter. Diese vergleichsweise guten Voraussetzungen gelte es nun zu nutzen. Wichtig ist Huber, dass es neben den unterrichtlichen Angeboten auch Freizeitangebote und psychologische Angebote gibt.

Was ist ein guter Lehrer?

NZZ 21.3.2022, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Klaus Zierer

Für eine Erneuerung des sokratischen Eides.

Ein Mensch verbringt zirka 15 000 Stunden seines Lebens in der Schule und wird durchschnittlich von fünfzig Lehrpersonen unterrichtet. Doch nur eine Handvoll bleibt ein Leben lang in Erinnerung. Was ist das Geheimnis ihres Erfolges? Neuere Forschungen zeigen: Erfolgreiches Lehrerhandeln ist eine Frage der Haltung, deren Ideal als Berufseid formuliert werden kann.

Vor dreissig Jahren hat Hartmut von Hentig einen solchen Berufseid formuliert. Anlass für ihn war die Notwendigkeit einer öffentlichen Selbstverpflichtung angesichts vieler Reformen und Gegenreformen, die – wie im NS-Staat und in der DDR – unpädagogischen Gesichtspunkten folgten und nicht dem Wohl der Kinder dienten. Ohne Zweifel: Hartmut



von Hentig ist – für viele und durchaus nachvollziehbar – wegen seiner Verstrickungen in die Odenwaldschule vom Nestor der deutschen Pädagogik zu einer Persona non grata geworden. Was für die Person gilt, muss aber nicht für das Werk zutreffend sein. Sein sogenannter sokratischer Eid hat Generationen von Lehrpersonen beschäftigt und beeinflusst.

Gefährdetes Kindeswohl

Warum aber erneut über einen Berufseid nachdenken? Steht es so schlecht um das Wohl der Kinder, dass abermals von Lehrpersonen eine öffentliche Selbstverpflichtung verlangt werden kann und muss? Bei der Beantwortung dieser Fragen ist die gegenwärtige Lage wichtig: Die Massnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie haben weltweit das Wohl von Kindern beeinträchtigt. Ob kognitive Lernleistung, psycho-soziale Entwicklung oder körperliche Verfassung – angesichts empirischer Daten ist anzuerkennen, dass das Bildungsniveau sinkt. In Anbetracht des Zusammenhanges zwischen Bildungsniveau und Wirtschaftskraft einerseits und zwischen Bildungsniveau und Demokratiefähigkeit andererseits ist dies bedenklich. Denn es gilt: Sinkt das eine, so sinkt auch das andere. Besonders dramatisch ist, dass Kinder aus bildungsfernen Milieus stärker betroffen sind. Bildungsgerechtigkeit nimmt also zu.

Allein diese Entwicklungen würden es rechtfertigen, eine Erneuerung des sokratischen Eides anzustossen, um Kindern eine Stimme zu geben. In der Corona-Pandemie ist über so vieles gesprochen worden, aber verhältnismässig wenig über das Wohl der Kinder. Insofern wirkt es befremdlich, dass sich – zumal in Deutschland – ausgerechnet Lehrverbände immer wieder zu Wort melden und öffentlich über Massnahmen nachdenken, die Kindern besonders schaden, wie Schulschliessungen oder Distanzunterricht.

Eine Digitalisierung der Bildung zeigt sich im Licht empirischer Forschungen dabei weniger als Heilsbringer denn als Problem. So bestimmend Digitalisierung für die heutige Lebenswelt ist, es ist nicht alles Gold, was glänzt: Handysucht und Cybermobbing sind nur zwei Phänomene, die eine pädagogische Selbstvergewisserung und damit eine Erneuerung des sokratischen Eides notwendig machen. Denn eine Digitalisierung um der Digitalisierung willen und damit ohne einen pädagogischen Impetus läuft an Schulen, aber auch gesamtgesellschaftlich gesehen Gefahr, inhuman zu werden.

Dass diese Digitalisierung noch dazu viel Geld kostet und als Kehrseite der Medaille ein Nachhaltigkeitsproblem erzeugt, mag noch hinnehmbar sein. Dass aber in den letzten Jahren eine stete Zunahme von Bildungsausgaben für Reformen und Gegenreformen dazu geführt hat, dass immer mehr Kinder Probleme beim Lernen und auch im Leben haben, Erziehungsschwierigkeiten in der Schule und in den Familien zunehmen, muss aufhorchen lassen und erfordert eine öffentliche Selbstverpflichtung, was Schule leisten kann und muss.

Und schliesslich haben die letzten dreissig Jahre auch die Erziehungswissenschaft verändert: Formuliert Hartmut von Hentig seinen sokratischen Eid noch vor dem Hintergrund einer geisteswissenschaftlichen Pädagogik, so ist heute die empirische Bildungsforschung massgebend. Allein deshalb ist eine Erneuerung wichtig. Dabei ist zu betonen, dass weder das eine noch das andere besser oder schlechter ist: Bildung erfordert sowohl theoretische als auch empirische Zugänge. Hierfür eignet sich ein Humanismus als Leitidee, der sich in der Realität bewähren muss.

Neuer roter Faden

Gerade für einen Berufseid ist dieser Anspruch zu erfüllen: So mag er auf den ersten Blick als theoretisches Konstrukt erscheinen, das aber in der empirischen Bildungsforschung eine Bestätigung erfährt. In «Visible Learning» etwa, mit über 1800 Metaanalysen einer



der grössten Datensätze der empirischen Bildungsforschung, erreicht der Faktor «kollektive Wirksamkeitserwartung» einen der höchsten Effekte auf die Lernleistung und macht deutlich: Bildungswirksames Lehrerhandeln ist nicht nur eine Frage der Kompetenz, sondern auch eine Frage der Haltung. Tauschen sich Kolleginnen und Kollegen aus und entwickeln sie gemeinsam eine Vision einer guten Schule, so profitieren Lernende am meisten.

Angesichts dieser Gemengelage ist es an der Zeit, eine Erneuerung des sokratischen Eides vorzulegen. Er versteht sich als theoretisch fundierte und empirisch abgesicherte öffentliche Selbstverpflichtung von Lehrpersonen – gegenüber den Kindern, den Eltern, den Kolleginnen und Kollegen, der Bildungsöffentlichkeit, der Gesellschaft und sich selbst. Um zu wirken, muss er nicht nur bei der Übergabe der Einstellungsurkunde verlesen werden, sondern zum roten Faden der Lehrerbildung werden. Sokrates als Gewährsmann zu nehmen, ist sinnvoll, damals wie heute. Denn Sokrates ist ein Primus inter Pares, kann er doch als eine der ersten Lehrpersonen angesehen werden, die grundlegende Einsichten in die Bildung formulierte.

So lautet die Erneuerung des sokratischen Eides angesichts epochentypischer Herausforderungen, die nur durch Bildung zum Wohl der Menschheit gemeistert werden können:

Als Lehrperson verpflichte ich mich, all mein Fühlen, Denken und Handeln im Beruf auf das Wohl der mir anvertrauten Kinder hin auszurichten.

Den Kindern gegenüber verpflichte ich mich:

- *jedes Kind seinen Möglichkeiten und seinem Entwicklungsstand entsprechend zu fordern und zu fördern,*
- *kein Kind zurückzulassen oder abzuschreiben, egal, welche Gründe gegeben sind,*
- *das Scheitern von mir anvertrauten Kindern immer und immer wieder als Anlass für neue Wege meines Lehrens zu nehmen,*
- *Fehler als Chance zu begreifen, nicht als Makel,*
- *Herausforderungen im Bildungsprozess zu setzen, damit Unter- und Überforderung nicht eintreten,*
- *Motivationen zu suchen, aufzugreifen und zu wecken,*
- *immer und immer wieder in den Dialog zu gehen, Rückmeldungen zu geben und einzuholen, Fragen zu stellen und zuzuhören,*
- *Unterrichtsfächern eine dienende Funktion im Bildungsprozess zuzuschreiben,*
- *alle Bereiche der Persönlichkeit anzusprechen und anzuregen,*
- *Vertrauen in die Welt und die eigene Person zu schenken und tagtäglich sichtbar zu machen,*
- *die Klasse und die Schule als Willkommensort zu begreifen und zu gestalten,*
- *für eine wertschätzende, angstfreie und bildungswirksame Atmosphäre und Beziehung zu sorgen und*
- *für die leibliche, geistige und seelische Unversehrtheit der mir anvertrauten Kinder einzustehen.*

Den Eltern gegenüber verpflichte ich mich:

- *auf Augenhöhe zu kommunizieren und eine Bildungspartnerschaft aufzubauen,*
- *den Bildungsprozess der Kinder als gemeinsame Aufgabe zu begreifen,*
- *nicht nur regelmässig zu Gesprächen bereit zu sein, sondern auch aktiv den Kontakt zu suchen und*
- *ihre Einschätzungen zum Bildungserfolg und -fortschritt der Kinder ernst zu nehmen und mit der eigenen Sichtweise zu verbinden.*

Den Kolleginnen und Kollegen gegenüber verpflichte ich mich:



- *meine Erfahrungen in der Erziehung und im Unterricht zu teilen und als Grundlage für die kollegiale Professionalisierung zu nutzen,*
- *die tagtäglich gemachten Fehler zu teilen und gemeinsam zu reflektieren,*
- *erfolgreiche Momente in der Schule zurückzuspielen und gegenseitige Anerkennung zu schenken und*
- *jedem seine individuelle Sichtweise auf Schule und Unterricht zuzugestehen und gleichzeitig an einer gemeinsamen Vision zu arbeiten.*

Der Bildungsöffentlichkeit gegenüber verpflichtete ich mich:

- *den Bildungs- und Erziehungsauftrag anzunehmen und jederzeit umzusetzen,*
- *nicht nur Wissen und Können zu vermitteln, sondern alle Bereiche der Persönlichkeit in den Blick zu nehmen und zu fördern,*
- *alle Unterrichtsfächer dem Wohl des Kindes und damit dem Bildungs- und Erziehungsauftrag unterzuordnen,*
- *loyal, aber nicht blind gegenüber amtlichen Vorgaben zu sein,*
- *alles umzusetzen, was dem Wohl des Kindes dient, und alles zurückzuweisen, was dem Wohl des Kindes zuwiderläuft,*
- *jegliche Interessen und Forderungen an Schule und Unterricht, die nicht in erster Linie dem Wohl des Kindes entspringen, kritisch zu hinterfragen, gegebenenfalls auch öffentlich anzuklagen und zurückzuweisen und*
- *im öffentlichen Diskurs den Kindern und ihrem Recht auf Bildung eine Stimme zu geben.*

Der Gesellschaft gegenüber verpflichtete ich mich:

- *allem voran die Achtung vor der Würde des Menschen als Grundlage und Ziel von Schule und Unterricht zu sehen,*
- *die Grundsätze unserer Demokratie zu vermitteln und in der Schule und im Unterricht zu verteidigen,*
- *Schule als einen Ort der Reproduktion und der Innovation gesellschaftlicher Werte zu sehen,*
- *meine pädagogische Freiheit zu nutzen, um aktuelle Fragestellungen in das Zentrum des Schulalltages zu stellen und*
- *nicht nur reaktiv, sondern auch proaktiv der Weiterentwicklung unserer Gesellschaft gegenüberzustehen.*
- *Mir selbst gegenüber verpflichtete ich mich:*
- *mein Vorgehen jederzeit zu begründen, kritisch-konstruktiv zu diskutieren und gewissenhaft zu reflektieren,*
- *regelmässig meine fachlichen, pädagogischen und didaktischen Kompetenzen weiterzuentwickeln,*
- *regelmässig meine Berufshaltungen zu reflektieren und*
- *meine Vorbildrolle stets nach bestem Wissen und Gewissen auszufüllen.*

Ich bekräftige das Gesagte durch meine Bereitschaft, mich jederzeit an den Massstäben messen zu lassen, die von dieser Verpflichtung ausgehen.

Klaus Zierer ist Ordinarius für Schulpädagogik an der Universität Augsburg.



Schule für alle – jeder für sich

Condorcet Bildungsperspektive, 8. März 2022, Gastautor Beat Kissling

Beat Kissling, Mitherausgeber des reformkritischen Magazins “Einspruch” und Erziehungswissenschaftler, ist im Condorcet-Blog kein Unbekannter. In diesem Beitrag setzt er sich mit den Auswirkungen einer forcierten Inklusion auseinander und erklärt die Hintergründe dieser Reformbestrebung.

Nach den entsetzlichen Verbrechen an behinderten Menschen im Zweiten Weltkrieg hatte man in der Schweiz wie in Deutschland versucht, mit einem je nach Standpunkt differenzierenden oder separierenden Sonderschulwesen den besonderen Bedürfnissen behinderter Kinder und Jugendlicher umfassend Rechnung zu tragen. Kinder mit einer Lernschwäche, andere mit Verhaltens- oder Kontaktstörungen, weitere mit Körperbehinderungen oder Leistungseinschränkungen im Sehen oder Hören wurden in homogen zusammengesetzten Kleinklassen von dafür ausgebildeten Heilpädagogen unterrichtet.

Definition

Integration – Integration bezeichnet die Eingliederung von Schülern mit einer Behinderung oder Lernschwäche in die Regelschule. Der Begriff steht im Unterschied zur separaten Beschulung in Kleinklassen (Sonderschulklassen).

Inklusion – Inklusion geht deutlich weiter und beinhaltet einen Paradigmenwechsel gegenüber dem bisherigen Schulverständnis: Die Jahrgangs- und Niveaunklassen werden grundsätzlich aufgehoben. Stattdessen werden Klassen zusammengesetzt, die möglichst divers an Alter und Leistungsniveau sind; auch alle Kinder mit Handicaps gehören dazu. Die - möglichst grosse Vielfalt in einer Klasse wird zur Normalität erklärt. (dj)

In der Bevölkerung überwiegt bis heute eine positive Einstellung zu diesen Kleinklassen. Allerdings gab es auch eine leider recht verbreitete, überhebliche Einstellung gegenüber diesen Schülern, die sich insbesondere bei den Regelschülern im gleichen Schulhaus oder Dorf äusserte: Sie seien dumm und wenig bildbar; nicht selten wurden sie despektierlich behandelt und zuweilen gemobbt. Diese Problematik war ein wesentliches Argument für die Reform des Sonderschulwesens. Die Integration sollte den Vorurteilen und der Ausgrenzungstendenz entgegenwirken.

Integration kann funktionieren

Die Einführung des Integrationskonzepts in der Schweiz in den 1990er-Jahren führte zur Schliessung vieler Kleinklassen. Diese Reform war höchst umstritten: Die Praktiker bezweifelten, dass Integration den behinderten Kindern die erforderlichen Rahmenbedingungen zum Lernen bieten könne. Aus der Lehrerbildung hingegen hiess es, Integration sei mit der richtigen Didaktik ohne weiteres erfolgreich umzusetzen.

Tatsächlich gab es in der Schweiz und in den umliegenden Ländern vor der flächendeckenden Einführung der Integration bereits einiges an Erfahrung in kleinen Landschulen, wie man Kinder und Jugendliche verschiedenen Alters und mit sehr unterschiedlichen Leistungsvoraussetzungen zusammen unterrichten kann. Der französische Dokumentarfilm «Être et avoir» von 2002 porträtiert eine solche Dorfschule in der Auvergne. Er zeigt den Alltag eines Dorfschullehrers mit seinen Schülern aus den umliegenden Bauerndörfern und Weilern im Alter von 6 bis 14 Jahren während etwas mehr als einem halben Jahr. Porträts der einzelnen Kinder vermitteln einen authentischen Einblick in das Klassenklima und die Arbeitsweise des Pädagogen, Herrn Lopez. Unterschiedliche Schülerpersönlichkeiten sind in dieser Klasse vertreten, auch das heutige durchschnittliche Spektrum an Kindern mit Diagnosen wie ADHS, ADS oder Autismus gehört dazu. Die Freude der porträtierten Kinder und Jugendlichen am gemeinsamen Unterricht und ihre tiefe Zuneigung zum Lehrer ist augenfällig. Analysiert man die Arbeitsweise dieses Pädagogen,



kristallisieren sich drei zentrale Erfolgsfaktoren heraus:

Erstens besteht in dieser Klasse eine freundschaftlich-kooperative Atmosphäre. Gelegentlich kommt es zu Verfehlungen, Missverständnissen und Grobheiten, und es fließen Tränen. Diese werden aber stets ernst genommen und der väterlich vermittelnde Lehrer Lopez sorgt für Klärung und Versöhnung, so dass keine Ressentiments und Gefühle des Unverstandenseins zurückbleiben. Wenn ein Kind Schwierigkeiten beim Schreiben und Rechnen hat oder beim gemeinsamen Backen das Eigelb auf dem Boden landet, ist die Reaktion der Mitschüler nie spöttisch-abwertend, sondern aufmunternd.

Zweitens versteht es der Lehrer, den Unterricht für die Schüler ansprechend und gut verständlich zu gestalten, so dass deren Interesse geweckt wird. Lehrer Lopez führt seinen Unterricht interaktiv, indem er die Schüler alle zum Mitwirken animiert, jeden im Auge behält und, falls erforderlich, Hilfestellung gibt. In jeder Lektion ist eine vom Lehrer angeregte, erwartungsvolle Dynamik zu spüren. Ob man ein Diktat übt, geometrische Probleme löst oder das Einmaleins wiederholt – immer sind die Schüler geistig präsent und engagiert dabei, weil es einfach interessant ist.

Der dritte entscheidende Aspekt ist die persönliche Beziehung, die der Lehrer zu jedem seiner Schützlinge aufgebaut hat. Dem einen Jungen, der zuhause einen mitunter recht derben Umgang erlebt, begegnet er anders als dem sehr gehemmten Gleichaltrigen, bei dessen Familie die Sprachlosigkeit ins Auge springt. Den Zappelphilipp, der auf seinem Stuhl herumturt, lässt er nicht aus den Augen, signalisiert volle Präsenz mit verbindlichem Fordern und Fördern. Jedes Kind wird als Persönlichkeit individuell erfasst, so dass auch jede Interaktion eine unterschiedliche Färbung aufweist.

Die Zusammenschau heutiger grundlegender anthropologischer Erkenntnisse zum Lernen liefert eine plausible Erklärung, wieso dieser Lehrer erfolgreich ist. Das Lernen ist ein durch und durch sozialer Prozess, bei dem der junge Mensch eine intensive, erwartungsvolle Ausrichtung auf seine wichtigsten Bezugspersonen hat. Die zentrale Lernmotivation bei Kindern ist laut dem Entwicklungspsychologen Paul L. Harris, von den «kulturellen Mentoren» lernen zu wollen, um möglichst bald am sozialen Miteinander teilhaben zu können. Verknüpft mit dieser Erkenntnis erweist sich die «Bindungssicherheit» eines Kindes oder Jugendlichen als entscheidend für das schulische Lernvermögen, zumal die offene, neugierige Zuwendung des jungen Menschen zur Welt wesentlich vom erworbenen Urvertrauen Menschen gegenüber abhängt.

So erfolgreich Integration sein kann, so grandios kann sie auch scheitern, wenn die Lehrperson mit der Dynamik in der Klasse und der Anzahl an Schülern, die eine besondere Zuwendung und enge Betreuung brauchen, überfordert ist. Dann entgleist die angestrebte Integration und bringt negative Folgen mit sich, insbesondere für Schüler, die speziell gefördert werden müssen.

Wo bleibt die Pädagogik?

Aus Sicht der Inklusionsbefürworter ist die Integration eine unzureichende Reform, weil sie lediglich die Anpassung der integrierten Schüler an die Regelschule beinhaltet, statt eine Situation zu schaffen, in der sie wirklich gleich wie alle anderen eingebunden seien. Die wesentlich weiter gehende Inklusion verlangt deshalb eine veritable Revolution der gesamten, auf Niveaus und Altersgruppen aufbauenden Schulkonzeption. Bei der Inklusion soll das ganze Spektrum an Kindern und Jugendlichen – vom geistig behinderten Schüler bis zum Gymnasiasten – zusammen in einer Klasse unterrichtet werden. Eine solche «Schule für alle» hat dann zur Folge, dass von der alten Schule kein Stein mehr auf dem anderen bleibt.

Ein ernsthaftes gemeinsames, inhaltlich zielführendes Lernen ist bei der Inklusion nicht denkbar. Die inklusive Realität ist, dass die Schüler sich ohne Kooperationsmöglichkeit



individuell mit Aufgaben beschäftigen müssen und folglich keinen verbindlichen Bezug zu jemand anderem in der Klasse haben. Dabei sind viele der Schüler mit einer stärkeren Einschränkung oder einer sonstigen Problematik auf einen einzelnen Erwachsenen angewiesen, der viel Unterstützung bieten muss; fehlt diese, fühlen sich die Schüler schnell verloren, resignieren oder beginnen auf eine wenig konstruktive Weise für Aufmerksamkeit zu sorgen. In diesem Zusammenhang ist auch die auffallende Zunahme von Kindern und Jugendlichen mit psychiatrischen Auffälligkeiten eine Herausforderung.

Bei der Inklusion sind sogar die möglichen gemeinsamen Erlebnisse und Aktivitäten zwischendurch eher bescheiden. Laut Theorie sollte allein durch das Setting eine sozial wirksame Stimmung des Eingebundenseins entstehen und diese gar eine präventive Wirkung gegen Mobbing haben. Aus der bisherigen Forschung lässt sich derlei allerdings ganz und gar nicht bestätigen. Echte Prävention gegen Mobbing setzt einen sehr bewussten und engagierten pädagogischen Aufbauprozess voraus, gerade angesichts einer so grossen Heterogenität. Nur wenige Kinder bringen per se so viel Sozialkompetenz und die erforderlichen, emotional verankerten Werte Respekt, Toleranz, Kooperationsbereitschaft und Zivilcourage mit, dass durch das inklusive Setting automatisch ein auf Wohlwollen basierendes Zusammengehörigkeitsgefühl entsteht.

Der Kampf gegen den «Frontalunterricht»

In der Schweiz ist der Schritt hin zur Inklusion noch nicht vollzogen. Es spricht aber viel dafür, dass sich das in naher Zukunft ändern könnte. Der gesamte Reformprozess, dem unsere öffentlichen Schulen seit Mitte der 1990er-Jahre unterzogen wurden, weist in diese Richtung. Spätestens seit der Mitwirkung der Schweiz bei den PISA-Studien hat in unseren Schulen ein weitreichender Paradigmenwechsel stattgefunden. Das humanistisch orientierte Bildungsverständnis, das die pädagogisch-didaktisch gestaltete Persönlichkeitsbildung jedes Schülers durch eine Lehrperson im Rahmen eines Klassenkollektivs zum Ziel hat, wurde im Laufe der Jahre immer simplifizierender als «lehrerzentriert» und dirigistisch apostrophiert sowie pauschal als «Frontalunterricht» diskreditiert.

An dessen Stelle wurde ein vergleichstestbasiertes «Output-Controlling-System» mit immer stärker individualisierenden Lernformen etabliert, das sowohl eine inhaltlich-sachliche als auch eine soziale Verarmung schulischen Lernens zur Folge hatte. Der bisherige Höhepunkt dieser Entwicklung bildet das an den Pädagogischen Hochschulen geförderte «selbstorganisierte Lernen», das durch den offensichtlich erwünschten Hype der schulischen Digitalisierung zusätzlich vorangetrieben worden ist. Das damit verbundene Bildungsideal ist der sich selbst optimierende Schüler, der mit Hilfe von digital zugänglichen «Lernumgebungen» sich die Inhalte, die für die jährlichen Vergleichstests erforderlich sind, möglichst alleine erarbeitet.

In diesem Zusammenhang wurde die Lehrerrolle mit derjenigen eines «Moderators», «Coachs» oder eines «Arrangeurs von Lernprozessen» eingetauscht. So ist gar nicht vorgesehen, den Unterricht vorzugsweise mit der ganzen Klasse gemeinsam durchzuführen. Gut damit zurechtkommen lediglich die vifen, von zuhause aus intensiv geförderten Schüler. Aber auch sie verlieren die Möglichkeit, sich in einem gemeinsamen Lernprozess soziale Kompetenzen anzueignen. Wen erstaunt es, wenn die mit dieser Schulform verbundene Vereinzelung zur Folge hat, dass bei vielen Schülern die Lernmotivation leidet und sie vielfach abends und über das Wochenende mit den Eltern oder im Nachhilfeunterricht den verpassten Lerninhalt nachholen müssen? Die Verarmung dessen, was eine gute Schule eigentlich für die Schüler erfreulich macht, nämlich das beglückende Erlebnis von Kooperation und gemeinsamer Vertiefung, lässt erahnen, wie problematisch sich dieser Reformtrend auswirkt. Die Inklusion vollendet diesen Trend und führt zum Gegenteil von dem, was man angesichts ihrer hochgesteckten ideellen Ziele erwarten würde.



Trendumkehr

Die Ironie dieser Entwicklung manifestiert sich darin, dass sich – vorläufig vorwiegend in den angelsächsischen Ländern – schon länger eine Trendumkehr abzeichnet. Seit einigen Jahren wurde, basierend auf wissenschaftlich fundierten Einsichten der Schulpädagogik, in etlichen öffentlichen Bildungseinrichtungen erfolgreich die Praxis des «dialogischen Lernens» oder des «unterrichtlichen Dialogs» etabliert. Die erziehungswissenschaftlichen Erläuterungen zu dem entsprechenden Unterricht bestätigen, dass ein vom Lehrer psychologisch und pädagogisch-didaktisch verantwortungsvoll geführter, interaktiver Unterricht mit der Klasse den Bedürfnissen der Schüler am besten entspricht. Bei heterogen zusammengesetzten Klassen, wie im Fall der Integration, funktioniert dies durchaus. Allerdings müssen die Rahmenbedingungen dem Gestaltungsvermögen des Lehrers entsprechen. Inklusion lässt einen dialogischen Unterricht gar nicht zu, im Gegenteil. Es drängt sich also die Frage auf, wieso mit der Inklusion gerade für die besonders bedürftigen behinderten Schüler eine Schulform forciert wird, die diesen jungen Menschen ein förderliches, gleichwertiges Eingebundensein mehr erschwert als erleichtert.

Beat Kissling ist Erziehungswissenschaftler, Psychotherapeut und Dozent für Umweltethik an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW). Zuletzt von ihm erschienen: «Sind Inklusion und Integration in der Schule gescheitert? Eine kritische Auseinandersetzung» (Hogrefe-Verlag, 2022). Dieser Artikel ist zuerst im Schweizer Monat erschienen.

Basler Initiative rüttelt an der integrativen Schule

Bildung Schweiz 3/2022

Verhaltensauffällige Schülerinnen und Schüler sollen künftig wieder in Förderklassen unterrichtet werden, fordert eine Volksinitiative in Basel-Stadt. Das soll die Klassen und die Lehrpersonen entlasten.

Im Kanton Basel-Stadt kommen Lehrpersonen beim integrativen Unterricht an ihre Grenzen. Von verhaltensauffälligen Schülerinnen und Schülern gehe eine permanent hohe Belastung aus, sagte Marianne Schwegler gegenüber SRF am 4. Februar. Sie ist Vizepräsidentin der Freiwilligen Schulsynode Basel-Stadt (FSS). Dies störe den Unterricht und könnte negative Folgen für die Gesundheit der Lehrpersonen mit sich bringen. Nun fordert ein Komitee die Wiedereinführung heilpädagogisch geführter Förderklassen innerhalb der Regelschule. Die FSS unterstützt das Anliegen.

Dass die Situation an den Basler Schulen schwierig ist, bestreitet auch Urs Bucher, Leiter der Volksschule im Kanton Basel-Stadt, nicht. Er sieht laut SRF durchaus die Herausforderungen des integrativen Modells. Es gebe allerdings bereits separierende Angebote und man wolle am bisherigen System festhalten.

Dringender Handlungsbedarf

Am positiven Effekt von mehr Förderklassen zweifelt auch Dorothee Miyoshi, Präsidentin der Sonderpädagogischen Kommission und Mitglied der Geschäftsleitung LCH. «Ich sehe die Not in gewissen Klassen, aber Förderklassen benötigen viele Ressourcen und können dennoch nur wenige Kinder aufnehmen», sagt sie gegenüber BILDUNG SCHWEIZ. Sie ergänzt: «Die erhoffte Entlastung für die Lehrpersonen durch Förderklassen ist mehr als fraglich.»



In einer Sache geht Miyoshi einig mit der Initiative: Es bestehe dringender Handlungsbedarf. Für die Schulen brauche es mehr Ressourcen wie Fachpersonen, Räume, Infrastruktur und in integrativen Prozessen gut ausgebildete Schulleitungen. So könne man niederschwellig Unterstützung anbieten. (pdi)

Zuwenig Lehrpersonen: Jetzt müssen die strukturellen Fehler im Berufsauftrag rasch behoben werden

ZLV, 25.3.2022, Medieninformation

Heute hat die Zürcher Bildungsdirektion den [Evaluationsbericht](#) zum Berufsauftrag für die Volksschullehrpersonen publiziert. Dieser bestätigt, dass die hohe Überzeit der Lehrpersonen ein grundsätzliches Problem darstellt. Die Bildungsdirektion will nun Lösungen erarbeiten. Die Lehrpersonenverbände ZLV, SekZH und VKZ befürchten, dass sich dies über Jahre hinziehen wird. Sie fordern, die strukturellen Fehler des Berufsauftrags mit hoher Dringlichkeit zu korrigieren und so die Qualität der Volksschule langfristig zu sichern. Zentral sind insbesondere mehr zeitliche Ressourcen für die Lehrpersonen – gerade auch für die Klassenlehrerinnen und -lehrer. Dies wäre gleichzeitig ein wichtiger Beitrag im Kampf gegen den immer gravierenderen Lehrpersonenmangel.

Die Evaluationsbericht zeigt die Schwächen des Berufsauftrags sehr deutlich auf. Der gravierendste Punkt für ZLV, SekZH und VKZ: Der Berufsauftrag verfehlt den angestrebten Schutz vor zeitlicher Überbelastung der Lehrpersonen klar. Um die gravierende Überzeitproblematik der Zürcher Lehrpersonen zu lösen und gleichzeitig dem Lehrpersonenmangel entgegenzuwirken, braucht es möglichst rasch nachhaltige strukturelle Massnahmen. ZLV, SekZH und VKZ fordern deshalb im Rahmen der Überarbeitung des Berufsauftrags von der Politik folgende Verbesserungen:

- Höherer Lektionenfaktor¹ für eine Jahreslektion: 62 Stunden pro Lektion (bisher 58)
- Anrechnung Funktion Klassenlehrperson: 250 Stunden (bisher 100)
- Kindergartenstufe: 100 Prozent Arbeit = 100 Prozent Lohn (Anrechnung der während des freien Spiels in den Pausen notwendigen Betreuung der Kinder als Arbeitszeit)

Im Berufsauftrag gilt zur Berechnung der Arbeitszeit für den Unterricht bisher ein Lektionsfaktor von 58 Stunden. Für die Funktion als Klassenlehrperson werden 100 Stunden angerechnet. Diese Zahlen wurden nicht aufgrund der pädagogischen Qualitätsansprüche oder des tatsächlichen zeitlichen Aufwands festgelegt, sondern allein budgetorientiert – die Volksschule durfte durch die Einführung des Berufsauftrags 2017 nicht teurer werden.

Struktureller Fehler im Berufsauftrag

Vom Evaluationsbericht bestätigte Arbeitszeituntersuchungen belegen den strukturellen Initialfehler im Berufsauftrag. Hochgerechnet auf ein Jahr und ein Vollpensum fallen im Durchschnitt bei jeder Lehrerin und jedem Lehrer rund 8 Wochen unbezahlte Überzeit an (rund 340 Stunden Gratisarbeit). Oder anders gesagt: Die den Lehrpersonen zur Verfügung gestellte Arbeitszeit reicht nicht aus, um die ihnen gestellten Aufgaben in der geforderten Qualität zu bewältigen.

Als Reaktion auf diese Überbelastung reduzierten und reduzieren viele Lehrpersonen ihr

¹ Lektionsfaktor: Pro Lektion im Stundenplan angerechnete Jahresarbeitszeit; Beispiel: Lektionsfaktor 58 = Pro Stunde im Stundenplan werden der Lehrperson 58 Stunden auf die Jahresarbeitszeit angerechnet.



Arbeitspensum. Kindergartenlehrpersonen hingegen wurden im Berufsauftrag zu strukturellen Teilzeitangestellten, da die sogenannten begleiteten Pausen nicht mehr im Pensum abgebildet sind. Das Resultat insgesamt: 2019 arbeiteten nur noch 20% der Lehrerinnen und Lehrer in einem Vollzeitpensum. Dieser Effekt verstärkt gleichzeitig den Lehrpersonenmangel.

Kampf gegen Lehrpersonenmangel

Bereits jetzt hat es für die Zürcher Schulen viel zu wenig Lehrpersonen. Stand heute sind auf der offiziellen Stellenbörse für Lehrpersonen des Kantons Zürich rund 800 Stelleninserate für Dauerstellen und rund 200 Inserate für Stellvertretungen publiziert – so viele wie noch nie zuvor.

In den nächsten Jahren wird sich der Lehrpersonenmangel weiter verschärfen, weil die Generation der Baby-Boomer Lehrerinnen und Lehrer das Pensionsalter erreicht. Gleichzeitig prognostizieren die Statistiken für den Kanton Zürich bis gegen 2030 Rekorde bei den Schülerzahlen. Es ist von über 1000 zusätzlichen Klassen auszugehen, für die es Lehrpersonen braucht. Diese Lücke kann nur geschlossen werden, wenn viele bereits im Beruf stehende Lehrpersonen ihre Pensen erhöhen – und dafür muss vorgängig die Überzeitproblematik behoben sein.

Bei der nun anstehenden Überarbeitung des Berufsauftrags haben es Bildungsdirektion, Regierung und Parlament in der Hand, die strukturellen Fehler konsequent zu beheben. Dies muss sehr rasch geschehen – denn es braucht Zeit, bis die letztlich beschlossenen Massnahmen ihre Wirkung gegen den Lehrpersonenmangel entfalten.

Christian Hugli, Präsident ZLV Zürcher Lehrerinnen- und Lehrerverband, sagt: «Ohne genügende zeitliche Ressourcen für die Lehrpersonen ist die Qualität der Zürcher Volksschule gefährdet. Jetzt liegt es an der Politik, mit hoher Dringlichkeit diese zeitlichen Ressourcen zur Verfügung zu stellen.»

Dani Kachel, Präsident Sekundarlehrkräfte des Kantons Zürich (Mitgliederorganisation des ZLV), sagt: «Jedes Jahr leistet eine Zürcher Lehrperson im Schnitt rund acht Wochen Überzeit. Die uns zur Verfügung gestellte Arbeitszeit reicht nicht aus, um unsere Aufgaben in der geforderten Qualität zu bewältigen.»

Ursina Zindel, Co-Präsidentin Verband Kindergarten Zürich (Mitgliederorganisation des ZLV), sagt: «Der Lehrpersonenmangel ist gravierend und wirkt sich negativ auf die Qualität der Schule aus. Besonders betroffen ist der Kindergarten – und damit jene Stufe, in der die Basis für die Schullaufbahn gelegt wird.»

«Nicht nur die Leistung entscheidet»

NZZ, 14.3.2022, Meinung & Debatte, Leserbrief

In einem Artikel analysiert Giorgio Scherrer am 8. 3. 22 die Gründe, warum im Kanton Zürich die Erfolgsquote für die Aufnahme ins Gymnasium stark von Gemeinde zu Gemeinde schwankt. Er zeigt auch eine Grafik, welche verdeutlicht, dass in den Gemeinden mit höheren Steuereinnahmen mehr Schüler die Aufnahmeprüfung ins Gymnasium schaffen.

Was er aber nicht erwähnt, ist, dass es hinlänglich Daten gibt, welche erstens zeigen, dass Intelligenz teilweise erblich ist, und zweitens, dass höherer Wohlstand mit höherer Intelligenz einhergeht. Also: In reicheren Gemeinden leben im Durchschnitt intelligentere Menschen, und diese wiederum verdienen im Durchschnitt mehr. Weil nun Intelligenz



teilweise erblich ist, gibt es eben auch keine Chancengleichheit. Daher soll man nicht von Chancengleichheit sprechen, sondern davon, dass in einer modernen Gesellschaft jeder Mensch nach seinen Qualitäten gefördert werden soll.

Intelligenz ist vielschichtig, und gute Ideen kommen aus vielen Ecken, nicht nur von Gymnasiasten. So kann jeder Mensch auf seine Art zum Wohl der Gesellschaft beitragen. Wir brauchen keine unzufriedenen gestressten Akademiker, sondern Menschen, die gute Arbeit leisten und ihre diversen Qualitäten entfalten können.

Gustav von Schulthess, Zürich

Das Gymnasium – eine Schule für universitätsreife Köpfe?

Bildungsforum Aargau, Veranstaltung vom 30. März 2022

Die Maturitätsreform zwischen Anspruch und Alltag

Vortrag von Carl Bossard mit Diskussion

Mittwoch, 30. März 2022, 19.30 Uhr

Pflegezentrum Süssbach
Fröhlichstrasse 9, 5200 Brugg

Der Ansturm aufs Gymnasium nimmt rasant zu. In Basel schafften 2018 rund 48 Prozent den Zugang. Das erinnert an deutsche Verhältnisse. Droht gar die Gefahr eines Niveauverlusts? «Das Gymnasium reformieren statt verwässern!», fordert darum der Chefökonom von Economiesuisse. Was aber heisst Reform? Und in welche Richtung soll sie gehen? Kompetenzorientiert, wie es die Volksschule sein muss? Eines ist klar: Die Matura muss halten, was das Maturitätsanerkennungs-Reglement (MAR 95) verspricht: Maturandinnen und Maturanden können jedes Studium erfolgreich absolvieren.



Wie aber bildet das Gymnasium seine Schülerinnen und Schüler zu intellektuellen Allroundern aus? Diese Frage beleuchtet das Referat.

Der Referent Dr. phil. Carl Bossard war Gymnasialrektor und Gründungsrektor der PH Zug.

Im ganzen Haus besteht Maskenpflicht.
